SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Stadtkultur und städtische Lebensweise

Siebel, Walter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Siebel, W. (1989). Stadtkultur und städtische Lebensweise. In M. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, & W. Zapf (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988* (S. 643-655). Frankfurt am Main: Campus Verl. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-148598

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Stadtkultur und städtische Lebensweise

Walter Siebel

Europäische Kultur ist vor allem städtische Kultur. Die großen Städte waren immer die Zentren der kulturellen Bewegung, Städtebau und Architektur ihr besonders augenfälliger Ausdruck. Und nicht zuletzt ist Kulturpolitik in erster Linie Stadtpolitik. Von den insgesamt 6,5 Mrd., die die öffentliche Hand 1985 für Kultur ausgegeben hat, entfielen 4,5 Mrd. auf die Kommunen.

Die gegenwärtige Konjunktur des Themas Kultur geht denn auch einher mit einer Renaissance der Stadtkultur. Wohnen in der Innenstadt ist in, bei leistungsorientierten Professionellen und Grün-Alternativen gleichermaßen. Die Stadtzentren werden mit Kampanilen und Torhäusern markiert, kunstvoll aufgepflastert und verkehrsberuhigt, postmodern dekoriert, mit gläsernen Pavillions, Bänken, Topfpflanzen, schmiedeeisernen Laternen möbliert und passagenweise überdacht. Spätestens seit die Frankfurter Kulturpolitik mit hohen Summen und staunenswertem Erfolg das Image Frankfurts umgeprägt hat, investieren die Städte in kulturelle Einrichtungen: eine neue Staatsgalerie in Stuttgart, eine neue Pinakothek in München, eine neue Philharmonie in Köln, eine neue Tonhalle in Düsseldorf. Aufwendig restaurierte Opern in Hamburg, Frankfurt und Stuttgart. Theater, Konzertsäle, Kulturforen und Kulturzentren, vor allem aber Museen: Zwischen 1969 und 1988 soll sich die Zahl der deutschen Museen fast vervierfacht haben: von 673 auf 2 400 (FAZ 11.5.88, Nr. 110, S. 27).

Allem Anschein nach also erleben wir eine Renaissance der Stadtkultur. Aber diese Renaissance scheint auch eine alte Paradoxie wiederzubeleben: Während Stadtkultur in der öffentlichen Diskussion heute an Aktualität gewinnt, hat die Soziologie schon seit langem (spätestens seit Georg Simmel) ihren Verfall diagnostiziert. Diese scheinbare Paradoxie von soziologischer Verfallstheorie und politischer Lebendigkeit von Stadtkultur ist Gegenstand des ersten Teils dieses Beitrags. Im zweiten Teil wird gefragt, ob die gesellschaftliche Entwicklung Stadtkultur als emanzipatorische Kultur ein für alle mal ad acta gelegt hat? Oder lassen sich Argumente dafür nennen, daß städtische Kultur wieder ihre historische Rolle als Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Emanzipation spielen könnte?

Die Aktualität von Stadtkultur wird vor allem in ökonomischen Kategorien begründet (Häußermann und Siebel, 1987):

Eine erste Argumentationslinie betont ihre wirtschaftspolitische Bedeutung:

- Einmal ist Kultur eine Industrie, die 1984 680 000 Menschen beschäftigte und 40 Mrd. DM umgesetzt hat. Zum Vergleich: die sog. High-Tech-Branchen, Luft- und Raumfahrtzeugbau, Büromaschinen, ADV-Geräte und -einrichtungen beschäftigten 1984 140 000 Menschen und setzten zusammen 13,6 Mrd. DM um (ifo-Schnelldienst 24/88).
- Zweitens ist Kultur eine Tourismusbranche von wachsender wirtschaftlicher Bedeutung.
- Drittens ist Kultur ein Standortfaktor, dessen Qualität die Abwanderung der oberen Mittelschicht bremsen und die Zuwanderung hochqualifizierter Arbeitskräfte fördern soll.
- Schließlich gilt Kultur als Investition in Humankapital. Sie soll nicht nur kompensatorische Freizeitbedürfnisse erfüllen, sondern auch Kreativität und Lernfähigkeit fördern, also Qualifikationen, die mehr und mehr auch in industriellen und Dienstleistungsberufen gefordert sind.

Eine zweite Argumentation betont die sozialintegrative Funktion von Kultur. Die Notwendigkeit von Kulturpolitik als identitätsstabilisierender Politik wird begründet einmal mit der wachsenden Geschwindigkeit gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse, zum anderen mit der Notwendigkeit, die Brüche und Konflikte dieser Prozesse zu kompensieren.

Ein dritter Argumentationsstrang betont Verschiebungen in der Nachfrage nach urbanen Qualitäten. Innerstädtisches Ambiente und ein differenziertes Kulturangebot sind immer schon besonders von jüngeren, hochqualifizierten und einkommensstarken Erwachsenen nachgefragt worden. Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt und in den Haushaltsstrukturen haben heute diesen Typus des Yuppie zahlreicher werden lassen. Darin hat das häufig bemühte Wortspiel von high tech – high culture seinen sozialstrukturellen Sinn. Die neuen Städter sind also durchaus die alten. Aber es gibt heute mehr davon. Das erklärt den Aktualitätsgewinn von Stadtkultur. Das mag auch erklären, weshalb die bösartigen Theoreme Thorstein Veblens über den Konsum von Kulturgütern als Mittel der Statusdifferenzierung heute mit den Analysen Pierre Bourdieus bereitwillig aufgegriffen werden.

Eben diese Aktualisierung von Stadtkultur gilt einem Teil der Kulturkritik als erneutes Indiz des Kulturverfalls. Kurzgefaßt läuft die Kritik auf folgende These hinaus: in dem Maße, indem Stadtkultur und Stadtgestaltung zu Mitteln der Wirtschaftspolitik und der Statuskonkurrenz werden, verstärkt sich ihre soziale, räumliche und inhaltliche Selektivität.

Die soziale Selektivität ist offensichtlich: Die aufwendige Gestaltung des Stadtraums dient nicht nur dazu, urbane Feste zu feiern. Sie errichtet auch

Schwellen gegen jene, die andere, weniger konsumaufwendige Lebensstile pflegen. Die Kultureinrichtungen der Städte werden weit überproportional von Angehörigen der oberen Mittelschicht und von potentiellen Aufsteigern (Gymnasiasten und Studenten) genutzt. Gelsenkirchen – das darin allerdings auch der Spitzenreiter ist – gibt 69% seines Kulturhaushalts für das Theater aus. Im Durchschnitt wird jeder Theaterbesuch mit 95 DM (1985) in der Bundesrepublik subventioniert (Statist. Jahrb. Deutsch. Gem. 3/87, S. 208). Städtische Kulturausgaben beinhalten also eine massive Umverteilung zugunsten der Bessergestellten.

Die räumliche Selektivität zeigt sich darin, daß die Städte ihre Anstrengungen auf das Stadtzentrum konzentrieren. Im Sichtschatten einer mit allen denkbaren Architekturgesten hochgestylten Stadtkrone kann sich der gestaltlose Siedlungsbrei der Agglomeration umso unbemerkter ausbreiten. Die Aufwertung des Zentrums hat als ihr Pendant die Verödung des Rests.

Der räumlichen Konzentration auf das Stadtzentrum und der sozialen auf die Freiheitbedürfnisse einer anspruchsvollen Mittelschicht korrespondieren die Entlokalisierung und Homogenisierung der kulturellen Inhalte. Städtische Kulturveranstaltungen richten sich an ein Publikum, das immer weniger identisch ist mit den ortsansässigen Bewohnern. Diese überlokale Orientierung lokaler Veranstaltungen zusammen mit dem sich ausbreitenden System von Wanderausstellungen, Konzert- und Theatertourneen drängt das Lokal-Spezifische in die Rolle von Folklore. Die häufig beklagte Uniformität der Innenstädte hat darin einen entscheidenden Grund. Sie wird durch die verzweifelten Anstrengungen postmoderner Umgestaltung nur noch weiter vorangetrieben. Im Bemühen, den identifizierbaren und zur Identifikation einladenden besonderen Ort zu schaffen, schafft man noch mehr Homogenität, bestenfalls unterscheidbare Markenzeichen fürs ununterscheidbar gewordene Angebot. Je mehr man sich auf den kaufkräftigen Konsumenten, den hochqualifizierten Professionellen und den international orientierten Messe- und Kongreßbesucher ausrichtet, desto mehr wird ausgegrenzt, was zu dessen Lebensstil nicht paßt.

Schließlich verstärkt die ökonomische Begründung von öffentlichen Kultursubventionen eine Tendenz zur inhaltlichen Selektivität: Ökonomisch betrachtet zahlen sich bestimmte Veranstaltungen besser aus als andere. Beim normalen Theaterbesuch z.B. fallen nur halb so viele Nebenausgaben an wie bei Festspielbesuchen. Das bedeutet, daß Subventionen für normale Theateraufführungen das 1,3-fache an zusätzlichem Einkommen und das 1,6-fache an zusätzlicher Beschäftigung bewirken, Subventionen für Festspiele dagegen das 1,4-fache an Einkommen bzw. das 1,8-fache an Beschäftigungseffekten (ifo-Schnelldienst 24/88). Ökonomische Argumente sprechen demnach dafür, mehr Festspiele zu veranstalten zu Lasten der Theateraufführungen für das ortsansässige Publikum.

So berechtigt diese Kritiken sind und so notwendig – sie greifen doch zugleich zu weit und zu kurz:

Zu weit in der Überschätzung des Wirklichkeitsgehalts in den Konjunkturen öffentlicher Diskussion. Grob gesagt: der Strom der öffentlichen Rede über Kultur ist sehr viel dynamischer angeschwollen als der öffentliche Kulturetat. Die öffentlichen Hände geben heute gerade ein Zehntel eines Prozents ihres Gesamthaushalts mehr für kulturelle Angelegenheiten aus als vor 10 Jahren. Und der Anteil der Ausgaben für Theater und Konzerte (minus 3,87%) ist sogar gesunken, während der für freie Kulturgruppen (plus 0,36%) gewachsen ist. (Klein 1987, S. 60, Tab. 6) Wie problematisch auch immer diese Zahlen sind, sie geben doch keinen Hinweis auf eine massive Umorientierung der Kulturpolitik im Zuge ihrer wirtschaftspolitischen Instrumentalisierung.

Zu kurz greift diese Kritik, soweit sie in ihrem Kern auf die Forderung hinausläuft, die kulturellen Güter und Dienstleistungen anders zu verteilen. Kritik an der Selektivität von Kulturpolitik impliziert die Forderung nach anderen kulturellen Angeboten, die anderen Räumen und anderen sozialen Gruppen zugute kämen. Die Forderungen nach ehrlicher Bauhausarchitektur statt postmoderner Fassaden, nach mehr Stadtteil und weniger Stadtkrone, nach Basis- und nicht nur nach Hochkultur bleiben befangen in den Kategorien des kulturellen Betriebs. Kultur wird auch hier begriffen als die Summe der öffentlich und kommerziell organisierten Angebote kultureller Güter und Dienstleistungen für eine vornehmlich in der Freizeit vorortete Nachfrage. Kultur bleibt in Kategorien der Warenwirtschaft definiert. Es ist aber zu fragen, ob ein kritisches Konzept von Stadtkultur in der Forderung nach einer anderen Verteilung kultureller Güter aufgehen kann. Einmal, weil das Gegeneinander-Ausspielen von sog. bürgerlicher Hochkultur und »alternativer« Basiskultur wie alle diese Gegenüberstellungen schief ist, die Auseinandersetzung darüber deshalb stets in einem Patt endet. Zum anderen, weil hinter solchen Verteilungsfragen entscheidende strukturelle Veränderungen aus dem Blick garaten.

Um es am Beispiel der Museen zu erläutern: Die Konzentration der öffentlichen Aufmerksamkeit auf spektakuläre Ausstellungen und einige wenige Großmuseen ist sicherlich ein zu kritisierender Aspekt des gegenwärtigen Museumsbetriebs. Langfristig tiefgreifender aber könnte der Prozeß der Musealisierung selber sein, sei es von historischem Bewußtsein, sei es von bildender Kunst. Der Abstand zwischen künstlerischer Produktion und ihrer Musealisierung wird immer kürzer. Manche Kunstwerke wandern direkt ins Museum. Damit entscheiden mehr und mehr die Direktoren und Gremien der Museen darüber, was Kunst ist. Die Verkürzung der Distanz zwischen künstlerischer Produktion und Museum sowie die Professionalisierung des Kunstrichtertums verdrängen das Publikum aus seiner angestammten Rolle, in längerem Gebrauch und ausführlichem Rä-

sonnement darüber zu befinden, was in den Kanon der Kunst aufgenommen wird. Die von Hermann Lübbe sog. »dramatische Musealisierung« trägt dazu bei, Kultur auf die Angebote kultureller Güter und Dienstleistungen zu reduzieren. Gegenüber dieser im unfassenden Sinne verstandenen ›Vermarktung‹ städtischer Kultur greift die Kritik an der Selektivität von Kulturpolitik bei weitem zu kurz. Die Kritik an heutigen Erscheinungsformen von Stadtkultur hätte den Prozeß der Reduktion von Kultur auf eine Sparte der Warenproduktion, damit ihre Abspaltung von der Lebenspraxis des Städters zu analysieren, um so einen Begriff von Kultur (wieder) zu gewinnen, der die Perspektive auf eine befreite Gesellschaft eröffnet.

Diese hochgemute Forderung an einen kritischen Begriff von Stadtkultur ist dennoch mehr als abstraktes Postulat. Sie kann sich auf die historische Rolle städtischer Kultur berufen. Historisch ist die Kultur der europäischen Stadt eine revolutionäre Kultur gewesen. Als solche ist sie dreifach charakterisiert:

Stadtkultur beinhaltet erstens die ökonomische Emanzipation aus dem geschlossenen System der Oikoswirtschaft zu Privateigentum und freiem Tausch unter selbständigen Produzenten auf einem unreglementierten Markt.

Zweitens beinhaltet Stadtkultur die politische Emanzipation aus feudalistischer Herrschaft zu demokratischer Selbstverwaltung.

Schließlich drittens beinhaltet Stadtkultur die individuelle Emanzipation aus den persönlichen Abhängigkeiten und sozialen Kontrollen vorurbaner Lebensweisen und aus den naturhaften Arbeitszwängen agrarischer Produktion.

Unter den Bedingungen vorindustrieller feudalistischer Gesellschaften war die europäische Stadt Keimzelle einer revolutionären Entwicklung. Stadtkultur war zugleich lokal und universalistisch, praktisch und utopisch. Stadtkultur war die besondere, tagtägliche Lebensweise des Städters beruhend auf objektiven ökonomischen und politischen Bedingungen. Insofern war Stadtkultur eine Praxis. Zugleich enthielt sie die Vision individueller Freiheit eines jeden in der durchgesetzten Demokratie, insofern auch eine Utopie.

Fragt man nach historischen Modellen von Stadtkultur, die eine Kultur der täglichen Lebensweise des Städters und zugleich eine emanzipatorische Perspektive auf eine befreite Gesellschaft umfassen, so lassen sich zwei solche Modelle nennen: die bürgerliche Urbanität und das proletarische Milieu. Beide haben heute ihre emanzipatorischen Perspektiven in einem sehr widersprüchlichen Prozeß von Verwirklichung und Verfall verloren.

Demokratische Politik, selbständige Warenproduktion und das vermittelte Gegenüber von Privatheit und Öffentlichkeit, diese für die Kategorie der Urbanität entscheidenden Gehalte sind aus den Städten ausgewandert. Seit der bürgerlichen Revolution ist Demokratie zum Prinzip des gesamten Staatswesens geworden. Der Siegeszug des Kapitalismus hat den städtischen Markt zum Weltmarkt

erweitert. Kleinfamilie, die Trennung von Privatsphäre und Öffentlichkeit, von Wohnen und Arbeiten prägen auch die Lebensweise auf dem Lande. D.h., die Prinzipien der Urbanität sind ubiquitär geworden.

Zugleich wurden diese Prinzipien ausgehöhlt: Die von Richard Sennett als Kern des Urbanen beschriebene Darstellungskunst des Städters hat längst ihren ökonomischen Sinn verloren. Das gestenreiche Aushandeln der Preise auf dem Markt, das solcher Darstellungskunst zugrundelag, ist durch das Festpreissystem der Warenhäuser überflüssig geworden. Das ökonomisch selbständige Bürgertum ist in den Angestelltenetagen der großen Verwaltungen verschwunden. Die bürgerliche Privatsphäre ist nicht mehr der Ort selbständiger Produktion, und die Politik der Stadtregierung kaum noch der Ort, an dem über die städtische Entwicklung entschieden wird.

Urbanität ist zur Lebensweise der modernen Gesellschaft verallgemeinert und zugleich um ihren revolutionären Gehalt bereinigt worden. Der Städter gehört nicht mehr einer anderen und zukunftsträchtigen Gesellschaft an. Die Stadt ist in diesem politischen Sinne nicht mehr exterritorial. Sie ist kein besonderer Ort mehr.

In einem ähnlich zwiespältigen Prozeß von Durchsetzung und Aushöhlung hat sich das proletarische Milieu aufgelöst. Auch das proletarische Milieu war exterritorial, nämlich zur bürgerlichen Gesellschaft, und zugleich lebenspraktischer und politisch selbstbewußter Gegenentwurf zur bürgerlichen Lebensweise. Das proletarische Milieu wurzelte in der gleichen ökonomischen Lage aller Arbeiter auf dem Arbeits- wie auf dem Wohnungsmarkt. Die gemeinsam erfahrene Not und der gemeinsame Kampf im Betrieb wie außerhalb prägten die Normen der Solidarität.

Lohnsteigerungen, der Ausbau des Sozialstaats und des Arbeitsrechts haben informelle soziale Netze weitgehend überflüssig werden lassen. Die politischen Organisationen des Proletariats sind teils gewaltsam im Faschismus zerschlagen, teils in korporatistischen Strukturen aufgesaugt worden. Die sanfte Überredungskunst des Konsums hat das Milieu zersetzt. Krieg, Wiederaufbau und Sanierung haben es auseinandergerissen. Schließlich ist die homogene soziale Substanz des proletarischen Milieus durch Verringerung der Zahl der Arbeiter, Zuwanderung von Ausländern und immer differenziertere Arbeitssituationen aufgezehrt worden. Proletarisches Milieu existiert heute allenfalls noch als Folklore oder als erzwungene Rückständigkeit.

Der historische Prozeß der Erosion städtischer Kultur spiegelt sich in ihrem Begriff. Urbanität wird in sozialpsychologischen Kategorien definiert als eine Weise zu denken, zu fühlen und sich zu verhalten. Louis Wirths berühmter Aufsatz über Urbanität als Lebensweise ist dafür typisch: Urbanität wird in sozialpsychologischen Kategorien definiert als eine Weise, sich zu verhalten und zu den-

ken. Allerdings haben Autoren wie Georg Simmel, Hans Paul Bahrdt und neuerdings Richard Sennett die städtische Lebensweise nicht nur mit Merkmalen der Siedlungsform erklärt, wie Wirth dies versucht hat. Bei ihnen ist Urbanität als Lebensweise gebunden an die Bedingungen der bürgerlichen Gesellschaft. Insofern diese Bedingungen heute verschwunden sind, sind die Theorien von Simmel, Salin, Bahrdt und Sennett auch notwendigerweise kulturkritische Theorien.

Stadtkultur wird reduziert auf die Vielfalt kultureller Einrichtungen und auf Verhaltensweisen. Diese Bereinigung des Begriffs um seine emanzipatorischen Perspektiven – die Reduktion von Stadtkultur auf Sozialpsychologie und warenförmige Angebote – beruht auf objektiven Veränderungen. Sie spiegelt den Wandel des Bürgertums von einer revolutionären sozialen Bewegung in eine Mittelschicht, die in ihrer Freizeit spezifische kulturelle Güter und Dienstleistungen nachfragt. Dieser soziale Wandel hat aus Stadtkultur ein Medium der sozialen Differenzierung, ein Instrument der Wirtschaftsförderung und des politischen Managements von Identität werden lassen. Soweit soziologische Theorie an den historischen Modellen der bürgerlichen Urbanität und des proletarischen Milieus orientiert bleibt, ist sie somit notwendig Theorie des Verfalls von Stadtkultur. Aber kann es wirklich nur noch eine pessimistische Theorie geben, die den Verfall von Stadtkultur zu einem beinahe beliebig instrumentalisierbaren Freizeitangebot als einen objektiven gesellschaftlichen Prozeß bloß noch nacherzählt?

Die erste Antwort darauf muß sicherlich ja heißen. Eine spezifisch städtische Kultur, die ihren Ort allein in der Stadt hätte und die zugleich mehr wäre als oberzentrale Funktion, mehr also als ein besonders differenziertes Angebot von Kulturgütern, Stadtkultur in diesem emphatischen Sinne kann es heute nicht mehr geben. Nur im historischen Fall der mitteleuropäischen Stadt existiert eine Identität von Urbanität als besonderer städtischer Lebensweise und Urbanität als revolutionärem Modell einer anderen Gesellschaft. Bereits das proletarische Milieu war in diesem Sinne nicht mehr Stadtkultur. Es war exterritorial zur bürgerlichen Gesellschaft, damit aber auch zur bürgerlichen Stadt, eine Kultur der Stadtteile wie East London oder das Westend von Boston und ganzer Regionen wie des Ruhrgebiets.

Dennoch ist die Frage nach einer in alltäglicher Lebenspraxis verankerten und an universalistischen Normen orientierten städtischen Kultur heute sowohl notwendig wie sinnvoll. Sie ist notwendig, weil Stadtkultur und städtische Lebensweise längst zu Dimensionen identitätsstabilisierender, integrativer Politiken geworden sind. Damit ist hier gerade nicht die platte Verdächtigung der Fremd- und Selbstmanipulation gemeint, wonach das ganze Kulturgerede nur der Verdrängung gesellschaftlicher Probleme diene nach dem Muster: der Blick werde auf die höheren Werte gerichtet, um Armut und Marginalisierung aus den Augen

verlieren zu können. Stadtgestaltung und städtische Kulturpolitik sind Marketing Strategien, die wie das industrielle Marketing die Ware zusammen mit einem Bild vom richtigen Leben verkaufen. Um das an einem Beispiel zu erläutern: Die FAZ (3.11.88, Nr. 257, S. 27) berichtete über die Verleihung des Deutschen Marketingpreises an BMW: ›Falko von Falkenhayn, der Marketingleiter des Konzerns und überdies promovierter Philosoph, trat ans Mikrophon und sagte: ». . . Ich möchte Ihnen jetzt ein ganzheitliches Verständnis der Marke BMW vermitteln« . . . es [gehe] seinem Hause nicht bloß um Verkauf . . ., sondern um »die gesellschaftliche Führungsposition«: Die sei nun endlich mit der »7er Reihe« erreicht. »BMW ist Offenheit, Dialogfähigkeit, Orientierung am Menschen: Freude am Fahren, Freude an der Leistung. BMW ist eine Lebenshaltung.« Zur Illustration zeigte er einen Film von Wellenreitern, Heißluftballons und Golfspielern. Die atemlose Spannung im Publikum machte sich in tosendem Beifall Luft.‹

Der Beifall, den Frankfurt seit kurzem für seine Kulturpolitik und seine Stadtgestaltung erhält, könnte Dank für eine ähnliche Marketing-Leistung sein: Auch das neue Frankfurt ist der Versuch, ein Bild vom richtigen Leben zu inszenieren und den Menschen einzuprägen. Frankfurt inszeniert das Bild der dynamischen, wachsenden Metropole und damit die Vorstellungen von einem Stadtleben, mit dem sich selbst jene identifizieren, die vornehmlich dessen Lasten zu tragen haben. Hochhäuser, Paläste bürgerlicher Hochkultur und postmoderne Architekturgesten, die ganze Ästhetisierung von Macht und Luxus haben offensichtlich eine identitätsstabilisierende Wirkung über den Kreis ihrer unmittelbaren Nutznießer hinaus. Symbolisiert werden Wachstum und Leistungskraft. Damit wird angeknüpft an die noch lebendigen Erfahrungen vom deutschen Wirtschaftswunder. Damals wurde trotz fortbestehender sozialer und regionaler Ungleichheit jedem Einzelnen das Erlebnis von individuellem Vorankommen, von Mehr und Besser vermittelt. An diese erlebte Einheit von Konjunktur und Beschäftigung, von steigendem gesellschaftlichen Reichtum und eigenem Wohlstand, kurz von allgemeinem und individuellem Wohl wird erinnert. Im Bild der dynamischen Metropole wird ein Bild von Gesellschaft symbolisch inszeniert, in der Wachstum zugleich die ökonomische, die soziale und die sozialpsychologische Integration fast aller garantiert. Und diese Inszenierung findet statt gerade in einer Situation, in der dieser Typus gesellschaftlicher Entwicklung ökonomisch, sozial und ökologisch an seine Grenzen gestoßen ist (vgl. Häußermann und Siebel, 1987, S. 200ff.).

Das von Städten wie von Konzernen betriebene Marketing will Lebensweisen prägen, um die jeweiligen Produkte besser verkaufen zu können. Indem Marketingstrategien unser Bild vom richtigen Leben zu formen versuchen, beeinflussen sie unsere Kultur entsprechend ökonomischen Interessen. Im Vergleich zu

dieser Art der Einflußnahme auf Kultur erscheint das Sponsoring als hilfreiche Geste eines wohlmeinend distanzierten Gönners, eines im übrigen nicht besonders spendablen Gönners: von den ca. 15 Mrd., die 1986 in der Bundesrepublik für Werbung ausgegeben wurden – und das war ungefähr das Doppelte der gesamten öffentlichen Kulturausgaben – entfielen um die 400 Mio. auf Sponsoring. Davon wiederum gingen um die 350 Mio. in den Sport, blieben also für das Kultursponsoring um die 50 Mio. (vgl. Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 39 IV/ 1987, S. 33).

Die kritische Auseinandersetzung mit unserem Bild vom richtigen Leben ist also notwendig, weil dieses Bild längst offensiv politisch gestaltet wird. Sie scheint aber auch sinnvoll, zumindest nicht aussichtslos zu sein. Einmal, weil Elemente eines kritischen Begriffs von Kultur aus einer Kritik der heutigen städtischen Lebensweise gewonnen werden können. Zum zweiten, weil soziologische Theorie auf Elemente historischer Urbanität zurückgreifen kann, um Kriterien für ein solches Konzept zu entwickeln, nämlich:

(1) Stadtkultur ist mehr gewesen als ein spezifisches Angebot von Gütern und Dienstleistungen. Sie war eine besondere Praxis des Alltagslebens.
(2) Diese Praxis des Alltagslebens beruhte auf objektiven politischen und ökonomischen Bedingungen, und
(3) war Stadtkultur ein revolutionäres Gegenmodell zur vorherrschenden Kultur.

Kann es heute ein kritisches Konzept von Kultur geben, das in Kategorien der alltäglichen Lebenspraxis formuliert ist, durch gesellschaftliche Trends gestützt wird und eine utopische Perspektive auf die Emanzipation der ganzen Gesellschaft enthält? Kann es in diesem Sinne einen kritischen Begriff von Stadtkultur geben, einen Begriff also, der mehr implizierte als eine sozial und räumlich andere Verteilung öffentlicher und privater Kulturausgaben und eben damit den Kategorien des kulturindustriellen Betriebs als eine Sparte der Güter- und Dienstleistungsproduktion verhaftet bliebe?

Eine der möglichen Antworten darauf kann aus einer Kritik der Stadtentwicklung gewonnen werden. Der Funktionalismus hat die gesamte Stadt wie den Grundriß jeder einzelnen Wohnung nach den Prinzipien tayloristischer Rationalisierung organisiert. Deren zentrale Logik ist die der Teilung und Kontrolle der Arbeit. Städte sind wie Fabriken als große Maschinen organisiert. Beide Male sind damit auch dieselben Hoffnungen verknüpft: Technisierung und Spezialisierung sollen die Produktivität steigern, dadurch den Reichtum vermehren und den Umfang notwendiger Arbeit zurückdrängen. Dazu wurde das Leben des Städters allerdings einer rigorosen Reglementierung unterworfen: Der städtische Alltag wurde zerrissen in den Dreischritt von Arbeiten, Pendeln, sich Erholen. Städte sind rigide Organisationen, die dem Alltag des Städters eine bestimmte Struktur von Raum und Zeit aufzwingen. Die Belohnung für diese Form des

Stadtlebens besteht in der Hoffnung auf Entlastung von Arbeit, mehr Freizeit und mehr Konsummöglichkeiten. Das Konzept der Stadt als Maschine enthält damit auch eine emanzipatorische Idee, die von Anfang an Prinzip der städtischen Lebensweise gewesen ist, nämlich befreit zu sein aus dem täglichen Kampf mit einer unkultivierten Natur ums eigene Überleben, also über eigene Zeit zu verfügen.

Dieses Modell ist an ökologische und ökonomische Grenzen gestoßen. Der Konsum stößt an Grenzen dessen, was die Natur als Ressourcen hergeben und als Abfall hinnehmen kann. Die Integration der Individuen in das System der beruflich organisierten Arbeit stößt an Grenzen des Arbeitsmarktes. Dadurch ist für eine wachsende Zahl von Menschen nicht nur ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum gefährdet, sondern auch ihre psychische Stabilität. Selbstbestätigung im Beruf und Erholung im privaten Konsum sind einer wachsenden Minderheit nicht mehr zugänglich. Gleichzeitig aber sind die städtische Lebenswelt und die Identität des Städters auf eben dieses Modell hin so restlos organisiert worden, daß der Rückgriff auf traditionelle Formen der Existenz- und Identitätssicherung in informellen sozialen Netzen und Eigenarbeit unmöglich geworden ist.

Als eine Konsequenz daraus beginnen die integrativen Mechanismen von ökonomischem Wachstum und Simultanpolitik für eine wachsende Minderheit brüchig zu werden. Als zweite Konsequenz erweisen sich die Vorstellungen vom Reich der Freiheit, das jenseits des Reichs der Notwendigkeit beginne, als zu eng. Diese Hoffnung auf Emanzipation durch Entfaltung der Produktivkräfte und dadurch Zurückdrängung der notwendigen Arbeit liegen dem Konzept der Stadt als Maschine ebenso zugrunde wie neueren soziologischen Theorien, die die Stadt als Organisation kollektiver Konsumtion beschreiben. Angesichts der Grenzen der Stadt als Maschine zur Entlastung von Arbeit werden auch die darin angelegten utopischen Perspektiven erweitert werden müssen. Möglicherweise kann dies im Rückgriff auf den frühen und im gewissen Sinne radikaleren Marx gelingen. Seine Utopie von der Aufhebung der Arbeitsteilung und des Gegensatzes von Stadt und Land zielt auf Selbstbestimmung des Individuums über die inhaltlichen, zeitlichen und räumlichen Strukturen seines Alltagslebens. Diese Utopie entwirft somit ein Gegenbild zur Lebensweise, wie sie die funktionalistische Stadt organisiert. Sie entwirft ein Bild vom richtigen Leben, in dem die Zersplitterung des Alltags aufgehoben ist.

Damit ist weit mehr gemeint, als die Mischung von Wohnen und Arbeiten im Stadtteil. Ernstgenommen ist die »Einheit des Alltags« (Felizitas Romeiß-Stracke) nur, wenn sie verstanden wird als Aufhebung der Arbeitsteilung und als Autonomie des Individuums hinsichtlich der zeitlichen und räumlichen Organisation wie der Inhalte seines Alltags. Die Einheit des Alltags ist damit eine utopische

Perspektive in ähnlich weiten Fernen wie das liberale Programm der Freiheit und das sozialistische der Gleichheit, ohne die sie im übrigen auch nicht einzulösen wäre.

Die Ausformulierung utopischer Perspektiven ist nun sicher nicht die zentrale Aufgabe der Soziologie. Aber sie kann danach fragen, welche emanzipatorischen Elemente in sozialen Bewegungen und objektiven gesellschaftlichen Entwicklungen sich abzeichnen, ob diese etwa in Richtung auf eine Überwindung der Zersplitterung des Alltags verweisen.

Im Mai 1968 konnte man in Paris ein Graffiti lesen: boulot-dodo-metro, meinend, das Leben müsse mehr sein als die Fragmentierung in Schaffen, Pennen und Pendeln. Diese Kritik an der Lebensweise in einer der Zentren heutiger Urbanität scheint wieder lebendig zu werden.

Reale Tendenzen in diese Richtung zeigen sich erstens bei den sozialen Bewegungen: bei den Alternativbetrieben und den sog. neuen Selbständigen, die die Einheit von Arbeit und Wohnen zu ihrem Programm gemacht haben. Sie zeigen sich auch in der feministischen Kritik an der Polarität von Privatheit und Öffentlichkeit, der es ebenfalls um die Überwindung der Zonierung städtischen Lebens geht.

Zweitens zeigen sich entsprechende Tendenzen im Bereich der Arbeit. In der informellen Arbeit und der Selbsthilfe waren Wohnen und Arbeiten immer schon eng verflochten. Eine ökologische Haus- und Stadttechnik wird diese Verflechtung von Wohnen und Arbeiten erheblich weiter vorantreiben. Aber auch in der formellen, beruflichen Arbeit wird im Zusammenhang mit den sog. »neuen Produktionskonzepten«, der Flexibilisierung der Arbeitszeit, der neuen Heimarbeit etc. über ein mögliches »Ende der Arbeitsteilung« diskutiert.

Drittens: Auch wenn das zunächst zynisch klingen mag: Wir erleben heute, daß der gesellschaftliche Reichtum wächst, ohne daß das Volumen gesellschaftlicher Arbeit entsprechend zunähme, also Arbeitslosigkeit trotz anhaltender Konjunktur. Das aber macht es offenkundig, daß der Streß derer, die Arbeit haben, nur noch als die Kehrseite wachsender Arbeitslosigkeit fungiert. In ähnlicher Weise, wie damit objektiv Zeit verfügbar werden könnte, könnte die Tatsache schrumpfender Städte Raum wieder verfügbar machen. Weder Knappheit der Zeit noch Raumnot zwingen heute zu einer möglichst rationellen Nutzung von Zeit und Raum. Zeit und Raum zu haben, ohne Hunger leiden zu müssen, sind Inbegriff von Luxus, zugleich sind sie erste Voraussetzungen dafür, daß die Individuen ihren eigenen Alltag sinnvoll selber organisieren können.

Schließlich lassen sich viertens politische Argumente für eine wachsende Bedeutung kultureller Entwicklungen benennen. Die neuen Fronten politischer Konflikte zwischen einer sozial integrierten Majorität im Kernbereich des Arbeitsmarktes und einer Minorität sehr heterogener, marginalisierter Gruppen

beinhalten einen Gewinn an politischer Stabilität. Kurz gesagt: Die These von der Zweidrittel-Gesellschaft behauptet, daß die soziale Frage von sich aus nicht mehr mehrheitsbildend sei. Die notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen zur Überwindung räumlicher und sozialer Marginalisierung können damit nicht mehr an die ökonomischen Interessen der überwiegenden Mehrheit der Gesellschaft anknüpfen. Damit aber gewinnt die kulturelle Dimension entscheidende politische Bedeutung: Wo anders als in der kulturellen Dimension sind jene Interessen noch zu formulieren, an die eine Politik der Umverteilung von Arbeit und Einkommen positiv auch bei jenen anknüpfen könnte, die im materiellen Bereich negativ von solcher Umverteilung betroffen wären? Anders gesagt: Es hat den Anschein, als ließen sich nur in der kulturellen Dimension eines anderen Bilds vom richtigen Leben verallgemeinerbare Interessen formulieren, auf die hin sich marginalisierte und sozial integrierte Gruppen zu einer Majorität organisieren könnten. Möglicherweise sind diese kulturellen Interessen in der Marxschen Vorstellung zu finden, die Fragmentierung des Alltagslebens aufzuheben, eine Fragmentierung, die in den Strukturen der modernen Städte so rigide organisiert worden ist.

Die Trends in Richtung auf eine Einheit des Alltags, also schrumpfende Städte, schrumpfender Umfang gesellschaftlicher Arbeit, ökologische Stadttechnik, Flexibilisierung, die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, die Tendenzen zu informeller und Konsumarbeit, all diese Entwicklungen beinhalten hochambivalente, sehr widersprüchliche Veränderungen. Aber sie lassen auch ein objektives Potential entstehen für eine neue Qualität städtischen Lebens jenseits seiner Fragmentierung in boulot-dodo-metro. Wie dieses Potential genutzt wird, hängt von der politischen Organisation dieser Frage und von den politischen Machtverhältnissen ab. Die Auseinandersetzungen um ein neues Bild von der städtischen Lebensweise, also die Auseinandersetzung um die Kultur einer urbanisierten Gesellschaft, könnten darin eine erhebliche Rolle spielen. Darin liegt vermutlich einer der entscheidenden Gründe für »das neue Interesse an der Kultur«.

Literatur

Bahrdt, Hans Paul: *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau,* Hamburg 1969.

Häußermann, Hartmut/Walter Siebel: *Neue Urbanität,* Frankfurt/Main 1987.

Klein, Armin: Zur Entwicklung der kommunalen Kulturausgaben von 1975 bis 1985, in: *Der Städtetag* 40/1987.

Lübbe, Hermann: Musealisierung. Über die Vergangenheitsbezogenheit unserer Gegenwart. Hrsg. von der Stiftung ›Freunde des Zuger Kunsthauses‹. Nummer 5/1986.

Salin, Edgar: Urbanität, in: Erneuerung unserer Städte, 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages, Stuttgart/Köln 1960.
Sennett, Richard: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität.* Frankfurt/Main 1986.
Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben, in: ders., *Das Individuum und die Freiheit,* Berlin 1984.
Statistisches Jahrbuch Deutscher Gemeinden 3/1987.
Wirth, Louis: Urbanität als Lebensform, in: Ulfert Herlyn (Hrsg.), *Stadt- und Sozialstruktur,* München 1974.